

Working Paper 08/2014

der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften

Dietmar Wetzel

Polyamouröse Beziehungen als gelingende Lebensform? Resonanz- und anerkennungsanalytische Reflexionen

ISSN 2194-136X

Dietmar Wetzel, Polyamouröse Beziehungen als gelingende Lebensform? Resonanz- und anerken-
nungsanalytische Reflexionen, Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsge-
sellschaften, Nr. 08/2014, Jena 2014.

Impressum

© bei den AutorInnen

DFG-Kolleg-
ForscherInnengruppe –
Postwachstumsgesellschaften

Humboldtstraße 34
07743 Jena

Internet:

www.kolleg-postwachstum.de

Redaktion/Lektorat/Layout: Christine Schickert

Christine.schickert@uni-jena.de

Die DFG-KollegforscherInnengruppe „Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Dynamik und (De-) Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften“ – kurz: „Kolleg Postwachstumsgesellschaften“ – setzt an der soziologischen Diagnose multipler gesellschaftlicher Umbruchs- und Krisenphänomene an, die in ihrer Gesamtheit das überkommene Wachstumsregime moderner Gesellschaften in Frage stellen. Die strukturellen Dynamisierungsimperative der kapitalistischen Moderne stehen heute selbst zur Disposition: Die Steigerungslogik fortwährender Landnahmen, Beschleunigungen und Aktivierungen bringt weltweit historisch neuartige Gefährdungen der ökonomischen, ökologischen und sozialen Reproduktion hervor. Einen Gegenstand in Veränderung – die moderne Wachstumsgesellschaft – vor Augen, zielt das Kolleg auf die Entwicklung von wissenschaftlichen Arbeitsweisen und auf eine Praxis des kritischen Dialogs, mittels derer der übliche Rahmen hochgradig individualisierter oder aber projektförmig beschränkter Forschung überschritten werden kann. Fellows aus dem In- und Ausland suchen gemeinsam mit der Jenaer Kolleggruppe nach einem Verständnis gegenwärtiger Transformationsprozesse, um soziologische Expertise in jene gesellschaftliche Frage einzubringen, die nicht nur die europäische Öffentlichkeit in den nächsten Jahren bewegen wird: Lassen sich moderne Gesellschaften auch anders stabilisieren als über wirtschaftliches Wachstum?

Polyamouröse Beziehungen als gelingende Lebensform? Resonanz- und anerkennungsanalytische Reflexionen

Zusammenfassung

In diesem Working Paper beschäftigt sich der Autor aus einer soziologisch-sozialtheoretischen Sicht mit polyamourösen (Liebes-)Beziehungen und der Frage, inwiefern diese eine gelingende Lebensform darstellen, die wir u. a. als Reaktion auf unzufriedene bürgerlich geprägte Zweierbeziehungen (Ehe) verstehen können. Eingebettet sind diese Überlegungen in den Rahmen resonanz- und anerkennungsanalytischer Reflexionen. In ersten Vorüberlegungen wird für eine Beschäftigung mit „Liebe als Beziehung“ plädiert, um so Fallstricke einer unmöglichen, weil die Forschung einengende Liebesdefinition zu umgehen. Zudem wird der Kontext der vorgestellten Analysen abgesteckt (Abschnitt 1). Der analytischer Zugriff, also die Resonanz- und Anerkennungsanalyse, wird in ihren Grundzügen detaillierter im darauffolgenden Kapitel ausgeführt (vgl. dazu Wetzel 2014a). Zentral ist dabei die Unterscheidung zwischen eigen- und zwischenleiblicher Resonanz (Abschnitt 2). Im zweiten Abschnitt thematisiert der Verfasser Kriterien sowohl gelingender als auch misslingender (entfremdeter) Lebensformen. Damit zusammenhängend ist die Frage, ob es einen Bedarf an neuen und anderen Lebensformen gibt, und falls ja, wie diese im Bereich der Liebesbeziehungen aussehen könnten (Abschnitt 3 und 4). Das Kernstück der Analyse bildet das daran anschließende Kapitel, in dem der Autor den Zugriff über eine Resonanz- und Anerkennungsanalytik am Beispiel polyamouröser Beziehungen näher erläutert. Nachdem gezeigt wird, wie wir polyamouröse Beziehungen überhaupt fassen können, geht der Verfasser auf das Thema ‚entfremdeter Liebesbeziehungen‘ ein, um zu prüfen, ob es – im Sinne einer Antwortstrategie – mit der Polyamourie zu einer Vervielfältigung der Resonanz- und Anerkennungsbeziehungen kommt. Anhand schematischer Darstellungen soll über die Faszination und Komplexität polyamouröser Liebeskonstellationen – auch und gerade im Vergleich mit der klassischen, dyadischen Zweierbeziehung, Auskunft gegeben werden. Der Autor beschließt dieses zentrale Kapitel mit einer Reflexion über die Motive und Gründe, die postmoderne Individuen veranlassen, polyamouröse Liebesbeziehungen einzugehen (Abschnitt 5). In dem abschließenden Teil werden nochmals die wichtigsten Ergebnisse angeführt sowie der Versuch einer Einschätzung bezüglich der Vor- und Nachteile polyamourösen Lebensformen unternommen (Abschnitt 6).

Abstract

In this working paper, the author investigates polyamorous (love) relationships from a social theory stand point and follows the question in what way they represent a successful way of life which we can understand as a reaction to unsatisfactory couplehood (marriage) shaped by bourgeois values. These deliberations are embedded in a frame of analytic reflections on resonance and recognition. In some initial preliminary considerations, the author makes the case for treating ‘love as relationship’ in order to circumvent the pitfalls of an impossible - and thus research-constraining - definition of love. In addition, the context of the analyses is marked off (introduction). The analytical approach of the paper - the resonance and recognition analysis - will be explained in greater detail in the following chapter (cf. Wetzel 2014a). Thereby, the differentiation between a resonance created by one’s own body and between bodies is central (part 2). In the second part, the author addresses criteria for successful as well as unsuccessful (alienated) ways of

life. Related to this is the question if there is a need for new and different ways of life and if yes how those can look like in the sphere of love relationships (parts 3 and 4). The next chapter, in which the author explains how polyamorous relationships can be approached through a resonance and recognition analysis, constitutes the core part of the analysis. After showing how polyamorous relationships can be grasped the author addresses 'alienated love relationships' in order to examine whether polyamory - as a form of response strategy - leads to an amplification of relations of resonance and recognition. On the basis of schematic images the author provides information on the fascination and complexity of polyamorous love constellations and compares it to the classic dyadic relationship. The author ends this central chapter with a reflection on the motives and reasons that cause post-modern individuals to enter into polyamorous love relationships (part 5). The last part again assembles the most important results and tries to undertake an assessment of the advantages and disadvantages of polyamorous ways of life (part 6).

Address of the Author

PD Dr. Dietmar Wetzel

Fellow am Center for Cultural Studies, Universität Bern

Projektkoordinator am Internationalen Ethikzentrum der Universität Tübingen (IZEW)

Email: dietmar.wetzel@soz.unibe.ch

„If I want my life to have meaning for myself, it must have meaning for someone else.“
(Georges Bataille)

„Eifersüchtig sein bedeutet konformistisch sein. [...] Umgekehrter Konformismus: man ist nicht mehr eifersüchtig, man verurteilt die Ausschließlichen, man lebt zu mehreren zusammen usw. – was nicht gar! –, um zu sehen, was wirklich daran ist: und wenn ich mich zwänge, nicht mehr eifersüchtig zu sein, aus Scham, es eben doch zu sein? Sie ist abscheulich, sie ist bürgerlich, die Eifersucht: sie ist unwürdige Betriebsamkeit, ist Eifer – und eben diesen Eifer lehnen wir ab.“
(Roland Barthes)

1. Einleitung

Die Soziologie beschäftigt sich schon lange, genauer seit der Zeit ihrer Klassiker mit intimen (Liebes-) Beziehungen (Hahn/Burkart 1998, 2000). Wie so vieles in der (Post-)Moderne, sind auch ‚klassische‘, d. h. monogame Liebesbeziehungen und mit ihr die Ehe als bürgerliche Institution in die Krise geraten, Verbindlichkeiten haben abgenommen und die Wahlmöglichkeiten scheinen dagegen zugenommen zu haben. Zudem häufen sich in den letzten Jahren die Diagnosen bezüglich eines „Ende der Liebe“ (Hillenkamp 2009), beziehungsweise wird ein zunehmend schmerzvolles Beieinanderseins konstatiert, etwa in dem Buch von Eva Illouz „Warum Liebe weh tut“ (2011) oder nach den „Gründen der Liebe“ (Frankfurt 2004) geforscht. Da sich der Liebesdiskurs und der „Code der Intimität“ (Luhmann 1994) scheinbar unendlich ausdifferenziert haben, möchte ich mich im Folgenden auf eine spezielle amouröse Lebensform konzentrieren:¹ Es sind dies die polyamourösen Beziehungen, die ich aus einer resonanz- und anerkenntnisanalytischen Perspektive erforsche.² Solche Beziehungen sind soziologisch aus mehreren Gründen besonders interessant: (1) Weil sie die normative Selbstverständlichkeit dyadischer Liebesbeziehungen in Frage stellen, (2) weil es sich bei polyamourösen Liebesvorstellungen immer um mehrstellige Beziehungen handelt, also die Zahl zwei überschritten wird – und mit dem Dritten, Vierten usw. wird die Soziologie bekanntermaßen richtig interessant (Simmel 1908, Wetzel 2003). (3) Durch diese Mehrteiligkeit werden die Resonanz- und Anerkennungserfahrungen vielfältiger, zugleich aber auch mutmaßlich schwieriger. Dazu später mehr.

Im Hintergrund meiner Überlegungen zu den (polyamourösen) Liebesformen steht die Transformation von Wachstums- hin zu Postwachstumsgesellschaften, die, so die These, neue und alternative Lebensformen hervorbringen, und das deshalb, weil die alten Lebensformen zu den Anforderungen der kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft, die auf höchste Individualität die Freiheit, aber auch den Zwang zum selbstbestimmten, glücklichen Leben geradezu vorschreibt, nicht mehr recht passen wollen. Diese These lässt sich am Wandel, genauer der Ausdifferenzierung und Pluralisierung, der sich vor allem in einer Vervielfältigung der Liebesbeziehungen ausdrückt, plausibilisieren. Um eben dies zeigen

¹ Wobei immer wieder die klassische Zweierbeziehung und das Konzept der romantischen Liebe als Kontrastfolie herangezogen werden.

² Zum gegenwärtigen Zeitpunkt liegen keine eigenen empirischen Daten vor, vielmehr konzentriere ich mich auf die Auswertung von Sekundäranalysen und einschlägigen Studien zur Thematik, vgl. dazu Easton/Hardy (1997), Méritt et al. (2005), Hofmann/Zimmermann (2012), Boehm (2012) und Sigusch (2013).

zu können, geht es mir um einen explizit *relational-konstellativen Ansatz*, der sich nicht an einem (immer defizitären) Definitionsversuch in Sachen Liebe beteiligt.³ In Anknüpfung an Stephanie Bethmann (2013) fasse ich „Liebe als *Beziehung*“ (ebd., 90), die sich relational-konstellativ nicht auf dyadische Beziehungen beschränkt. Daraus ergeben sich u. a. die folgenden Fragen: Was passiert in dem „Da-Zwischen“ (Waldenfels 2010), wenn – wie in der Polyamourie – mehrere Menschen aufeinander treffen und dadurch auch veranlasst werden, Liebespartner_innen mit anderen zu teilen? Wie lässt sich das polyamouröse Liebesgeschehen mittels einer resonanz- und anerkennungsanalytischen Perspektive entschlüsseln? Was sind die Vor- und Nachteile einer solchen, von großen Teilen der Gesellschaft immer noch kritisch beäugten experimentellen Lebens- respektive Liebesform?

Polyamouröse Praktiken, so meine These, sind für postmoderne Individuen beiderlei Geschlechts deshalb so interessant und gegenwärtig wieder salonfähig geworden, weil sie eine Zunahme und Intensivierung der Resonanz- und Anerkennungserfahrungen versprechen. Anders gesagt: Im Wiederaufflammen der Polyamourie findet die Suche nach Resonanz und Anerkennung dadurch ihren prägnanten Ausdruck, dass es möglich zu werden scheint, die eigene, als prinzipiell offen zu verstehende Identität zu vervollständigen, reichhaltiger bunter und letztlich auch wertvoller zu machen. Viele oder multiple Identitäten sind heute in gewisser Hinsicht zu einem normativen Ideal geworden, da sie in der Multioptionsgesellschaft ein bestmögliches, weil möglichst facettenreiches Leben versprechen.⁴

Eingebettet sind die folgenden Überlegungen – wie bereits erwähnt – in den Übergang von einer Wachstums- hin zu einer Postwachstumsgesellschaft.⁵ Entgegen einer kruden Wachstumslogik geht es nicht länger um das Immer mehr, also quantitativ betrachtet, und auch nicht um Optimierung und Steigerung der Optionen (*Multioptionsgesellschaft*, Gross (1994)). Das wäre das alte Paradigma des Wachsens, der Wachstumsgesellschaft, die – wie wir alle wissen – immer noch als normativer Bezugspunkt von Politik, Wirtschaft und (manchmal auch) Wissenschaft fungiert. Tatsächlich scheint es mir – nunmehr ethisch betrachtet – um eine ‚Kultur des Weniger‘,⁶ dafür intensiver, affektiver undbezogener auf die Welt und andere zu gehen. Selbstverständlich sind wir in beiden Welten zu Hause, schließlich ist auch die Moderne in der Spät- oder Postmoderne immer noch mitgedacht und enthalten.

³ Sinnvoller scheint mir eher das zu sein, was AutorInnen wie Julia Kristeva mit ihren „Geschichten von der Liebe“ (1989) oder Roland Barthes mit seiner Schrift „Fragmente einer Sprache der Liebe“ (1988) ausprobiert haben, nämlich der ganzen Vielfältigkeit von Liebe und Liebesbeziehungen in (sprach-)philosophischer, literarischer und historischer Absicht Raum zu geben.

⁴ Ich ist nicht nur ein anderer, sondern viele andere, vgl. dazu Wetzel (2003, 2004).

⁵ Es ist in der Forschungslandschaft allenfalls in Umrissen klar, wie eine solche Postwachstumsgesellschaft überhaupt aussehen könnte (Seidl/Zahrnt 2010, Pennekamp 2011).

⁶ Vgl. dazu Skidelsky und Skidelsky (2013: 8), die ihr Buch, das die Frage nach dem guten Leben jenseits des Wachstumswahns stellt, mit einem schönen Zitat von Epikur beginnen: „Wem genug zu wenig ist, dem ist nichts genug.“

Übersicht

Nach diesen ersten hinführenden Bemerkungen, die zu einer notwendigen Differenzierung zwischen Liebe und Liebesbeziehungen geführt haben, und den Fokus auf Liebe als Beziehungsform legen, stelle ich in einem ersten Teil den Begriff der Resonanz/der Resonanzbeziehungen und den Anteil der Affekte und Emotionen als Voraussetzungen gelingender Lebensformen vor (Abschnitt 2). Danach behandle ich die Frage nach Lebensformen, genauer nach deren Gelingen respektive Misslingen (im Sinne einer Entfremdung) (Abschnitt 3). Daran anschließend widme ich mich der Frage, ob es einen Bedarf an neuen Lebensformen in der (Post-)Wachstumsgesellschaft gibt (Abschnitt 4). In einem weiteren Punkt beschäftige ich mich dann mit dem Versuch einer empirischen Grundlegung zur Resonanzanalytik am Beispiel der Liebe. Bevor ich genauer auf das zeitgenössische Phänomen der Polyamorie als ‚experimentelle Lebensform‘ eingehe, stelle ich in einem Exkurs die klassische, monogame Liebesbeziehung dar, die im ‚romantischen Liebesideal‘ kulminiert. Das scheint mir insofern sinnvoll zu sein, als nur vor dem Hintergrund dieser Vorstellungen und den damit verbundenen bürgerlich-ehelichen Konstruktionen von Liebesbeziehungen das Begehren nach Polyamorie besser verstanden werden kann (Abschnitt 5). Ich schließe mit einem Fazit, in dem ich sowohl Gründe als auch Probleme im Hinblick auf die Polyamorie als Lebensform erläutere (Abschnitt 6).

2. Resonanz- und Anerkennungsbeziehungen: ein analytischer Zugriff

Normative Implikationen des Resonanzbegriffs

Wie wir nicht zuletzt von den einschlägigen Arbeiten von Hartmut Rosa (2013, 2014) entnehmen können, kann Resonanz verschiedenes bedeuten, etwa ein ‚Antworten‘, aber auch eine Art Widerhall (Mersenne), ein sympathisches Mitschwingen (Descartes) etc. An dieser Stelle können wir uns natürlich auch an alternativen Begriffen/Konzepten orientieren, die mehr oder weniger deutlich mit dem Phänomen der Resonanz – mitunter durchaus kritisch – verbunden sind, also etwa Anerkennung, Aufmerksamkeit oder auch Responsivität (Waldenfels 2010 und Mersch 2002), mit der die beiden erwähnten Autoren eine „Situation des Antwortenmüssens“ meinen (Gunia 2012: 9). Mit dem Resonanzbegriff versucht Hartmut Rosa den aus seiner Perspektive defizitären Anerkennungs begriff, wie er sich in der Sozialphilosophie und der Soziologie auch empirisch etabliert hat, zu ergänzen beziehungsweise gar zu ersetzen. Resonanz meint ein ‚Antworten‘ von anderen, aber eben nicht nur menschlichen Entitäten, sondern auch von Objekten, Dingen etc. Im Hinblick auf die Subjekt-Welt-Verhältnisse bedeutet das Folgendes: ‚Stummen‘ Weltbeziehungen werden ‚resonante‘ Weltbeziehungen entgegengesetzt (Rosa 2011).

Resonanz kann als ‚magisches Wort‘ verstanden werden, dass uns schon mit dem einfachen Artikulieren des Begriffs etwas Gelingendes – nämlich Resonanz zu bekommen – suggeriert, ohne freilich nach solch einer Feststellung genauer hinschauen zu wollen. Resonanzbeziehungen scheinen mir insofern ‚hochwertige‘ und libidinös gefärbte (Welt-)Beziehungen zu sein, als in ihnen gleichsam

etwas Bedeutsames suggeriert beziehungsweise unterstellt wird. Dahinter verbergen sich jedoch sehr spezifische und prozessual zu denkende Phänomene/Relationen, die in einem Beziehungsgefüge (frz. „agencement“)⁷ im Sinne eines Dispositivs untersucht werden müssen (vgl. dazu Wetzel 2014a). Anders gesagt: Resonanzphänomene können nicht isoliert betrachtet werden. Tun wir aber genau das, dann können wir ihnen allenfalls den Status eines psychologischen Phänomens/Faktums zuweisen. Soziologisch respektive sozialtheoretisch ist damit aber noch nichts oder zumindest nicht sonderlich viel gewonnen. Es ist die sprichwörtliche „Arbeit an der Differenz“ (Heiner Müller), der wir uns widmen müssen, um das Resonanzphänomen sowohl theoretisch als auch empirisch einfangen und durchleuchten zu können.

Resonanz und relationale Affektkonstellationen

Im Hinblick auf die empirische Erforschung lassen sich analytisch zwei (Haupt-)Dimensionen von Resonanzerfahrungen unterscheiden:

1. *Zwischenleibliche Resonanz*: In der Natur, aber auch durch das soziale Miteinander entstehen Gefühle, Stimmungen und Atmosphären, die über ein rein rationales (kognitiv gesteuertes) Miteinander hinausgehen. Diese Affekte und Emotionen müssen übrigens nicht zwangsläufig positiv sein. Es scheint mir zudem sinnvoll, Resonanzbeziehungen jenseits – aber nicht entgegen – von Anerkennungsbeziehungen anzusiedeln, da es sich im Unterschied zu diesen nicht nur um rein soziale Verhältnisse handelt, vielmehr auch Relationen zwischen Mensch- und Nicht-Menschlichem Berücksichtigung erfahren müssen. Affektiv-interaktive Resonanz ermöglicht gleichsam paradigmatische Resonanzerfahrungen moderner Individuen. Diese interaktiv über den Anderen hergestellte Resonanz ist analytisch von Formen eigenleiblicher Resonanz zu unterscheiden, die das eigenleibliche Spüren in den Vordergrund stellt.
2. *Eigenleibliche Resonanz*: Körperliche Ko-Präsenz führt neben eines gemeinsam erlebten Gefühlszustandes zu einer leiblichen Eigenresonanz im Sinne eines ‚Wohl-Seins‘, nicht nur im Konzertsaal, sondern auch beispielsweise in der Gemeinschaft mit anderen, etwa in Freundschaften oder in Liebesbeziehungen (Schmidt 2000; Wetzel 2014b). In der affektiv durchwirkten Gegenwart mit einem oder mehreren bedeutsamen Anderen gewinnt das Leben eine Wertigkeit, die Eigenresonanz im Sinne des Spürens (Schmitz 2011) ermöglicht und dadurch mutmaßlich einen Beitrag zum als gelungen empfundenen Leben leistet. Menschen sind bewusst – und vermutlich noch stärker unbewusst – auf der Suche nach solchen emotionalen Zuständen.

⁷ Vgl. dazu Philipps (2006: 108): „Agencement is a common French word with the senses of either ‚arrangement‘, ‚fitting‘ or ‚fixing‘ and is used in French in as many contexts as those words are used in English: one would speak of the arrangement of parts of a body or machine; one might talk of fixing (fitting or affixing) two or more parts together; and one might use the term for both the act of fixing and the arrangement itself, as in the fixtures and fittings of a building or shop, or the parts of a machine.“

Für die Herstellung scheinen die über Liebe, Freundschaft, Arbeit, Ästhetik und auch durch die Natur vermittelte Erfahrungen geradezu disponiert zu sein.⁸

3. Gelingende und misslingende (entfremdete) Lebensformen

Zum Begriff der Lebensformen

Der hier im Anschluss an Joachim Renn (2003) und vor allem Rahel Jaeggi (2012, 2013) vertretene Begriff der Lebensform ist notwendig unscharf und „im Getümmel moderner Vergesellschaftung nicht mit sich selbst identisch, sondern differenzierungskontaminiert, reflexiv und hoch veränderlich“ (Renn 2003: 83). Die „kulturelle Identität einer Lebensform“ verliere, so Renn weiter, „funktional an Substanz“, denn Individuen sind, „wenn auch nur fragmentarisch, in vielerlei Organisationen inkludiert – über Ausbildung und formale Rollen, Beruf und Konsumpraxis –, so dass ihre eigene Praxis nicht ausschließlich in den Bahnen einer geschlossenen soziokulturellen Lebensform vollzogen werden kann“ (ebd., 100). Generell werden bei einer solchen Herangehensweise Lebensformen als unterschiedliche Konstellationen des Zusammenlebens gefasst, die sich durch relativ stabile Beziehungsmuster im privaten und im öffentlich-politischen Bereich auszeichnen. Während Lebensformen so gleichsam den sozio-kulturellen Rahmen für Lebensentwürfe bilden, was Srubar zufolge die nicht ganz einfach zu beantwortende Frage nach dem „Formbaren der Lebensform“ (2003: 108) aufwirft, ist der davon zu unterscheidende Begriff der *Lebensführung* stärker auf die in der jeweiligen Lebensform ausgeübten (sozialen, ökonomischen, kulturellen etc.) Praktiken der Individuen ausgerichtet. Während wir als Individuen prinzipiell in der Lage sind, über unsere Lebensführung mit zu entscheiden (wohlgemerkt nicht nur aus freien Stücken), indem wir uns beispielsweise unsere Biografien für die Zukunft entwerfen, sind Lebensformen übersubjektiv und eben nicht nur individuell bedingt. Anders gesagt: In jeder Gesellschaft gibt es ein bestimmtes Set an Lebensformen, für das wir uns entscheiden können. Tun wir das nicht, so wird das für uns – sozusagen automatisch – entschieden. Das können die Eltern, gute Freunde oder auch Vorbilder etc. sein, die uns in gewisser Weise von der Pflicht, aber eben auch der Möglichkeit der eigenbestimmten Lebensführung entbinden. In Absetzung davon können wir jedoch auch versuchen, neue Lebensformen zu initiieren, wenn wir beispielsweise in eine (soziale) Bewegung eintreten und dort konkrete Veränderungsmöglichkeiten gemeinschaftlich ausloten. Eine zentrale, durchaus hegemonial gewordene Lebensform, die implizit normativen Charakter hat, ist der kulturelle Kapitalismus im Kontext des politischen Liberalismus, so wie ihn beispielsweise Sighard Neckel (2005)

⁸ Für eine begriffliche Differenzierung in eigen- und zwischenleibliche Resonanz beziehe ich mich auf den Beitrag von Thomas Fuchs (2003). In der Interaktion geschieht dabei Folgendes: „Diese eigenleibliche Resonanz von A wird als Ausdruck sichtbar und übersetzt sich nun bei B in einen Eindruck. Mimik und Gesten, die wir wahrnehmen, lösen nämlich Leibempfindungen in uns aus, die ihrerseits eine emotionale Qualität haben. [...] Ausdruck übersetzt sich also in Eindruck, in eine Wahrnehmung, die wiederum mit subtiler eigenleiblicher Resonanz verbunden ist. Anders gesagt: Die Resonanz von Gefühl und Ausdruck bei A übersetzt sich in die Resonanz von Eindruck und einer komplementären Gefühlsregung bei B. Beides zusammen ergibt die zwischenleibliche Resonanz [...]: B spürt A förmlich am eigenen Leib. – Dabei bleibt es freilich nicht, denn der Eindruck von B und seine Reaktion wird nun wieder zum Ausdruck für A und so fort, in einem Wechselspiel, das in Sekundenbruchteilen abläuft und ständig das leibliche Befinden beider modifiziert.“ (ebd.: 5)

beschrieben hat. Das möchte ich im Folgenden genauer im Zusammenhang mit der Frage nach gelingenden beziehungsweise misslingenden Lebensformen problematisieren.

Gelingende und misslingende Lebensformen

Erfahrungsgemäß ist es nicht ganz leicht, Indikatoren des Gelingens für eine als gelungen empfundene Lebensführung anzugeben, denn sofort geraten wir dabei in normatives Fahrwasser. Dieser Problematik bewusst, können zumindest einige Hinweise gegeben werden: So sind „libidinöse Weltbeziehungen“ (Rosa 2013) ein gutes Indiz für eine gelingende Lebensführung insofern, als sie eine insgesamt positive Bezogenheit auf Welt und auf andere impliziert. Zudem werden immer wieder intensive Liebes- und Freundschaftsbeziehungen als Teil einer als gelungen empfundene Lebensform genannt (Hassebrauck 2013: 151). Anders gesagt: der einsame, isolierte Mensch wird seine Lebensform kaum als gelungen empfinden, es sei denn, es würde sich um eine gänzlich frei gewählte Lebensweise handeln, etwa als Mönch oder Einsiedler. Als letzten Punkt möchte ich auf ein erfüllendes, abwechslungsreiches Tun im Sinne einer *vita activa* (Arendt 2002) hinweisen, die nicht zwangsläufig mit Erwerbsarbeit einhergehen muss. Aus dieser positiven Bestimmung lassen sich ex negativo auch einige Indikatoren einer misslingenden Lebensform nennen, die wir als entfremdete charakterisieren. Zu diesen gehört eine konsumistische Welt- und Subjektbeziehung, in der andere(s) nur warenförmig wahrgenommen und verdinglicht werden. Dahinter steckt eine narzisstisch geprägte Selbstbezogenheit, die den anderen als anderen nicht stehen lassen kann beziehungsweise diesem gegenüber mit Indifferenz begegnet. In radikalierter Form tritt eine Art Nicht-Bezug zur Welt ein, was Rahel Jaeggi treffend als „Beziehung der Beziehungslosigkeit“ bezeichnet hat (Jaeggi 2005: 44). Ein Gefühl der Entfremdung tritt zudem ein, wenn sich das Gefühl des Abgehängt-Seins einstellt. Es gelingt nicht mehr, mit den anderen – an denen man sich zwangsläufig orientiert – mitzuhalten.

4. Existiert ein Bedarf an neuen Lebensformen?

Ausgehend von neueren Arbeiten Rahel Jaeggis (2012, 2013) können Lebensformen kritisiert beziehungsweise Eigenschaften von guten Lebensformen herausgearbeitet werden. Warum überhaupt soll man aber Lebensformen kritisieren? Erstens geht es für Jaeggi um die „Dringlichkeit ethischer Fragen (gerade) in der Moderne“ (2012: 220). Diese wichtigen Fragen wurden lange Zeit von politisch-rechtlichen Fragen gleichsam überlagert. Der Punkt im vorliegenden Zusammenhang ist aber ein anderer: (Post)moderne Lebensformen sind nicht nur eine Frage der privaten Ausgestaltung des individuellen Lebens, vielmehr hängt diese Ausgestaltung von öffentlich-staatlichen Leistungen beziehungsweise Rahmenbedingungen ab und wird dadurch zu einer ethisch-politischen Frage. Zweitens spricht Jaeggi von einem „ideologischen Charakter der Neutralitätsthese“ (ebd., 221), die dadurch besticht, dass sie eine „Re-Naturalisierung von Lebensformen zur Schicksalsmacht“ (ebd.) apostrophiert. D. h., gemeinhin wird davon ausgegangen, dass man keine normativen Aussagen

bezüglich der Ausgestaltung von Lebensformen tätigen dürfe, da ja jede/r selbst darüber zu befinden habe. Andernfalls läge der Vorwurf des Paternalismus nicht weit entfernt.

Jaeggis Vorgehen eröffnet – sich dieser Gefahr des Paternalismus bewusst – die Möglichkeit, ‚Lebensformen als Experimente‘ zu betrachten, die sich in der Lesart von ihr vor allem durch spezifische Problemlösungskompetenzen ausweisen lassen: „Lebensformen sind dann gelungen, wenn sie sich als Resultate gelungener Lernprozesse verstehen lassen und wenn sie ihrerseits weitere sich anreichernde Lernprozesse ermöglichen“ (ebd., S. 223). Aus einer solchen Perspektive heraus müssen Individuen, aber auch Gemeinschaften in der Lage sein, auf Missstände und Anforderungen in ihrer Umwelt kritisch reagieren zu können. Indem sie beispielsweise unökologische oder krank machenden Lebensformen in Frage stellen oder auf die damit verbundenen sozialen, ökologischen und individuellen Kosten hinweisen. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Der Kauf einer großen Wohnung für eine Einzelperson kann als Teil einer materiell-konsumistischen Lebensform verstanden werden, die es aus einer ökologisch-ökonomischen Perspektive zu kritisieren gilt.⁹ Der hohe Verbrauch an Benzin, die Umweltverschmutzung durch Abgase und die hohen, weil aufwendigen Produktionskosten sind ein Problem, das nicht nur den Käufer betrifft, sondern eben die Gesellschaft insgesamt. Vor dem Hintergrund eines in vielerlei Hinsicht immer tiefer in die Krise geratenen Kapitalismus stellt sich also die Frage nach alternativen Lebensformen in dringlicher Art und Weise. Doch woher kommt eigentlich der Veränderungsdruck für bereits bestehende und etablierte Lebensformen? Vier Gründe lassen sich angeben, die den Druck zur Veränderung auf Lebensformen im hegemonial gewordenen Kapitalismus in den letzten Jahren (teilweise dramatisch) erhöht haben.

1. *Verwettbewerblichung und Beschleunigung* führen zu einem rigiden Zeitregime und einem erhöhten sozialen Druck auf Gemeinschaften und auf Individuen. Individuelle Folgen äußern sich im „erschöpften Selbst“ (Ehrenberg 2004) beziehungsweise in einem von Depressionen und Burn-out bedrohten Individuum.
2. *Ressourcenknappheit, Klimawandel und Übernutzung*: Allen voran stellt die ökologische Krise die Grundlagen der wachstumsbasierten Gesellschaft grundsätzlich in Frage (Pennekamp 2011, Leggewie/Welzer 2009).
3. *Entfremdete Lebensführung und Mangel an Resonanzerfahrungen*: Resonanzerfahrungen sind für Individuen in unterschiedlichen Sphären verunmöglicht worden, was die Sehnsucht nach neuen und anderen Resonanzerfahrungen verstärkt hat.
4. *Gerechtigkeit und Chancengleichheit*: Vielfach belegte ungleiche Zugänge zu Bildung, Arbeitsmärkten und fehlende politische Partizipationsmöglichkeiten verstärken die Erfahrungen globaler Ungerechtigkeiten (Nussbaum 1999, 2010).

Versuchen wir in einer ersten empirischen Annäherung uns das Ideal der monogamen Zweierbeziehung als Lebensform aus der Sicht von Jaeggi anzuschauen, dann können wir die (offensichtliche)

⁹ Die alternative Bewegung des sogenannten Co-Housing nimmt dieses Problem auf und versucht geteilten Wohnraum für verschiedene Mietparteien zur Verfügung zu stellen, vgl. dazu Jarvis (2011).

Unzufriedenheit mit dieser herkömmlichen Form als Ausgangspunkt für einen Lernprozess nehmen, aus dem u. a. heraus polyamouröse Beziehungen entstanden sind und weiterhin entstehen.¹⁰

5. Resonanz- und Anerkennungsanalytik am Beispiel polyamouröser Beziehungen

Am Beispiel der Analyse von Liebesbeziehungen möchte ich nun Argumente für die folgende These entwickeln: Polyamouröse Beziehungen vervielfältigen potenziell die Anzahl der Resonanz- und Anerkennungserfahrungen. Sie sind deshalb virulent vorhanden, weil wir davon ausgehen müssen, dass ganz wesentlich „Sexualität als atmosphärisches Phänomen“ (Waldenfels 2000) zu fassen ist – und sich dadurch nur schwerlich begrenzen lässt, etwa durch rigide moralische Vorstellungen. Durch das Aufweichen der dyadischen Liebesbeziehung werden poly-konstellative Lebensformen störanfällig. Polyamouröse Liebesbeziehungen können unter der Beteiligung reifer Persönlichkeiten gelingen, insofern diese in der Lage sind, mit Eifersucht umzugehen.¹¹ Daraus folgt die Mutmaßung, dass gelingende polyamouröse Beziehungen zu einem bestimmten Lebensabschnitt besonders gut passen, also etwa zwischen 40-60 Jahren.¹² Als Paradebeispiel fungiert immer wieder die Beziehung zwischen Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre, wobei bei diesem illustren Paar gar nicht die Sexualität¹³ im Vordergrund stand, wie Ursula März (2013) schreibt: „Umso einzigartiger und exzessiver war die verbale Intimität. Freunde und Bekannte berichten unisono, nie eine solche Dichte der Kommunikation, nie einen solchen Gleichklang des Sprechens, Denkens, Empfindens erlebt zu haben wie bei diesem Paar. »Es war so intensiv, dass man manchmal fast traurig wurde, nicht auch so etwas zu haben«, sagte die gemeinsame Freundin Colette Audry einmal.“ (ebd., 29)¹⁴ Im Zuge der 68er-Bewegung wurden Ideen der Polyamourie aufgegriffen, allerdings gehen diese nicht im Konzept der ‚freien Liebe‘ auf.¹⁵

¹⁰ Wohlverstanden könnten wir beispielsweise auch das Phänomen der Patchwork-Familie nehmen, aber das wäre ein anderes empirisches Feld.

¹¹ Damit soll nicht behauptet werden, dass gerade ‚unreife‘ Personen nicht in die Versuchung oder Gefahr geraten, polyamouröse Beziehungen oder daran angelehnte Beziehungsformen einzugehen. Die Frage ist dann nur, ob sie die damit notwendig einhergehenden Ambivalenzen und Konflikte auszuhalten in der Lage sind?

¹² Vgl. dazu die Angaben bei Karoline Boehm (2012), S. 33.

¹³ Polyamouröse Beziehungen müssen nicht unbedingt sexuelle Beziehungen implizieren, wobei in diesem Fall die Problematik der Eifersucht in diesem körperlich-intimen Bereich ungleich weniger eine Rolle spielt.

¹⁴ Die angeführte „verbale Intimität“ scheint mir einen gemeinsamen Schnittpunkt zwischen klassischen Zweierbeziehungen und polyamourösen Beziehungen zu markieren. Konkret: Für alle Liebesbeziehungen spielt der Aspekt der intimen oder auch erotisch-zärtlichen – über Sprache vermittelten – Begegnung mit dem anderen und für das Gelingen dieses Zusammenseins eine herausragende Rolle.

¹⁵ Im Zuge der 68-er Revolution wurde mit der ‚freien Liebe‘ vor allem der konservativ-muffigen Sexualität der Eltern- und Großelterngeneration eine radikale Absage erteilt: „Wer vögeln will, tut es.“ (Gillen 2007)

5.1 Was meint Polyamourie?

Polyamourie bedeutet „viele zu lieben“, und zwar gleichzeitig und in (offener) Absprache mit den beteiligten Personen (Boehm 2012). Die monogame Beziehungsform, die paradigmatisch in der Ehe respektive in der ‚seriellen Monogamie‘ ihren Ausdruck erfährt, wird von den Anhängern der polyamourösen Lebensform – wenig überraschend – konsequent abgelehnt.¹⁶ Verbinden wir das Thema der Liebesbeziehungen bereits an dieser Stelle mit dem Phänomen der Resonanz. Die in diesem Zusammenhang aufgeworfene These lautet: Resonanz kann gleichsam als der Ausgangspunkt für eine intime Erfahrung des anderen gedacht werden. Mit anderen Worten: Ohne ein Mindestmaß an Resonanz (im Sinne eines Antwortens, eines Widerhalls oder einer Reaktion) entstehen keine Liebesbeziehungen. Wir würden aber das vielschichtige Phänomen der Liebe verkennen, wenn wir es ‚nur‘ als Resonanzbeziehung verstehen und (er-)fassen würden. Vielmehr müsste der Anteil der Resonanz und deren Bedeutsamkeit in einem konstellativ-relationalen Erklärungsgefüge („agencement“) herausgearbeitet werden.¹⁷

Doch warum sollte sich eigentlich eine Beschäftigung mit Liebe lohnen? Der Ausgangspunkt scheint mir klar zu sein: Liebesbeziehungen stellen ganz zweifellos eine der wichtigsten Resonanzerfahrungen in der (Post-)Moderne dar. Romantische Liebe ist – trotz aller Bedenken, kritischen Einwänden und persönlichen Erfahrungen – auf der Gefühlsintensitätsskala und der Wunschliste weit oben platziert. Allerdings könnte es sein, dass Liebe als affektgesteuertes Verhältnis (im Sinne eines zu wiederholenden Rauschzustandes) heute vergleichsweise wichtiger geworden ist als früher. In Abwandlung zur Arbeit von Eva Illouz könnten wir davon sprechen, dass wir nicht nur die Romantik in Liebesbeziehungen konsumieren, sondern es auch dazu kommen kann, dass wir in gewisser Weise den oder die anderen konsumieren. Die Rede ist dann konsequenterweise von „Partnershopping“ (Specht 2013: 11). Darauf deutet im Prinzip schon der Begriff der ‚seriellen Monogamie‘ hin, der ja impliziert, dass wir mit mehreren Partner_innen im Lauf unseres Lebens im Sinne von Lebensabschnittsbegleiter_innen (Labs) Beziehungen eingehen werden. Dieses Konsumieren des anderen im Sinne einer wohlkalkulierten Objektwahl (auf die Spitze getrieben durch das sogenannte ‚Matching‘ auf Online-Plattformen, das eine möglichst hohe Passgenauigkeit verspricht)¹⁸ führt zur empirisch belegbaren Wahrnehmung einer verkürzten Beziehungszeit.¹⁹ An dieser Stelle scheint es sinnvoll zu klären, wovon sich ein Verständnis neuer Partnerschaftsmodelle absetzt.

¹⁶ Ein Verdienst der Polyamourie liegt genau in der Infragestellung klassischer Beziehungskonstellationen: „Indem Polyamory einen Raum für Mehrfachbeziehungen zu schaffen versucht, wirkt sie der Normativität von Monogamie und Zweierbeziehung entgegen.“ (Klesse 2005: 130)

¹⁷ Das ist wiederum eine eminent empirische Frage, die hier nur gestellt, aber aufgrund mangelnder empirischer Daten nicht vollständig beantwortet werden kann.

¹⁸ Wie dies im Detail funktioniert und welche Konsequenzen daraus erwachsen, habe ich im Rahmen meiner Arbeit „Soziologie des Wettbewerbs“ (Wetzel 2013) genauer zu zeigen versucht.

¹⁹ Dieser Sachverhalt lässt sich sowohl positiv als auch negativ deuten: Positiv insofern, als sich zunehmend Unzufriedene – und das sind auch und gerade Frauen – trauen, schlechte Beziehungen aufzugeben und nach neuen Liebespartner_innen Ausschau zu halten. Hier hat die Emanzipation einen wertvollen Dienst geleistet. Negativ sind diese kürzeren Beziehungszeiten, weil Paaren oft der lange Atem fehlt und man vielleicht doch zu schnell aufgibt, auch vor dem Hintergrund, dass es ja viele potenzielle Partner_innen (vor allem im Internet) gibt. Die Konsumhaltung wird dadurch eher gefördert als verhindert.

Exkurs: Monogame („klassische“) Liebesbeziehungen

In monogamen Liebesbeziehungen ist der Anspruch auf Exklusivität (mit) entscheidend. Ist es nur purer Zufall, dass auch Liebesbeziehungen in Wachstumsgesellschaften von einer Steigerungs-, Optimierungs- und Marktlogik affiziert zu sein scheinen? Der bereits angesprochene „kulturelle Kapitalismus“ (Neckel 2005) zwingt uns in tendenziell entfremdete Arbeitsbeziehungen, und nicht nur das, auch die Liebesbeziehungen sind in Zeiten eines „emotionalen Kapitalismus“ durch ihren von Eva Illouz beschriebenen Optimierungszwang von Entfremdung bedroht. Auf die Spitze getrieben durch den riesigen Erfolg von Online-Partnerschaftsbörsen, wie es mehrfach inzwischen beschrieben worden ist (Illouz 2006b, 2011; Bruscheckski 2007; Wetzel 2013). Was zeichnet nun aber eine gelingende gegenüber misslingenden (und daher zum Scheitern verurteilten) Liebesbeziehungen aus? Mehrere Punkte erscheinen bedeutsam:

1. Die Einnahme einer offenen-konstruktiv-bezogenen Haltung gegenüber anderen: Eine Offenheit dem anderen gegenüber, diesen als ‚ganze‘, aber auch sich verändernde Person wahrzunehmen und noch wichtiger: als solche anzuerkennen.
2. Akzeptanz und Angenommen-Werden: Zentral ist auch das umfassende Gefühl des ‚Angenommen-Seins‘ in der jeweiligen Spezifik der Persönlichkeit. Ein/e jede/r möchte in seiner/ihrer Individualität angenommen und respektiert werden.
3. Körperliche und geistige Resonanzenerfahrungen: Auf der Gefühlsebene bedarf es einer Art des ‚emotionalen Mitschwingens‘, so dass sich Geist und Körper miteinander wohl fühlen.
4. Intime, intensive und auf Dauer gestellte Kommunikation: Das (auf Dauer gestellte) Gespräch scheint mir ebenso zentral zu sein für eine gelingende Liebesbeziehung wie eine erfüllende Sexualität. Sehr schön auf den Punkt bringt es Helmuth Plessner, wenn er sowohl auf die positiven als auch die negativen Seiten der Liebe und des Liebens eingeht.

„Des Liebens und Hassens, des Strebens nach Vereinigung und Zerstörung ist nur ein Wesen fähig, dem eine Welt sich öffnet, d.h. das in Nähe und Ferne zu einer Person wie zu einer Sache unmittelbaren Gefühlskontakt herstellt. Dadurch erst, auf der Grundlage solcher Resonanz, kann dem Menschen der Kontakt mit dem anderen gefährlich werden, wenn er sich daran verliert und ihm verfällt.“ (Plessner 1982: 115)

5.2 Entfremdete Liebesbeziehungen

Entfremdungserfahrungen in der Liebe können nicht nur, aber gerade eben auch durch die potenziell unendliche Zahl an (scheinbar zur Verfügung stehenden) Partner_innen verursacht werden. Nicht nur ein Entscheidungsdilemma droht (Habe ich nun auch wirklich den ‚Richtigen‘/die ‚Richtige‘ getroffen/bekommen oder sollte ich nicht doch weiter suchen?), sondern auch die Überforderung, denn die liebevolle Auseinandersetzung mit (bedeutsamen) anderen kann nicht beliebig ausgedehnt und erweitert werden, und wenn überhaupt, dann wohl eher nur behutsam. Eine konsumistische Einstellung gegenüber dem anderen führt dagegen exakt zur (potenziellen) ‚Verdinglichung‘ eben dieses anderen. Mit anderen Worten: Er wird für mich zu einem prinzipiell austauschbaren ‚Objekt‘, dessen Eigensinnigkeit und Widerständigkeit ich gerade nicht anzuerkennen in der Lage bin. Theoretisch

formuliert: Statt mich in der Anerkennung der (irreduziblen) Alterität des Anderen zu erproben, versuche ich diesen in einer intersubjektiven Beziehung an mich und meine Bedürfnisse anzugleichen.²⁰ Obwohl serielle Monogamie als normative Orientierung in unseren Gesellschaften zu einer Art Leitbild geworden ist, scheint die Dauerhaftigkeit/Länge von faktisch gelebten Liebesbeziehungen doch nicht völlig belanglos zu sein. Das soll heißen: Wenn ein schneller, abrupter Wechsel von Liebesbeziehungen seinen Lauf nimmt, besteht die reale Unmöglichkeit, sich auf andere intensiv einzulassen respektive, dass sich diese anderen auf mich einlassen. Weder geistig, seelisch und letztlich auch nicht körperlich kann ich mich im anderen wiederfinden, allenfalls punktuell und zur sexuellen Triebbefriedigung.²¹ Der dafür zu zahlenden Preis ist allerdings (unter Umständen) hoch. Eine Folge davon kann sein, dass es zu starken Verletzungen der eigenen und auch der anderen Persönlichkeit kommt, wenn sich durch häufigen Partnerwechsel eine doppelte Beliebigkeit Bahn bricht: So wie ich den anderen ein Stück weiter als beliebig (ersetzbar) erlebe, wird dieser mich gleichfalls als (ersetzbare) Person wahrnehmen. Männer und Frauen begegnen sich sozusagen in der Entfremdung und bestätigen sich dadurch negativ die (frustrierende) Erfahrung des Nichtaufgehoben-Seins und des Beliebigen.²² Keine Resonanz, nirgends, allenfalls ein (nachträgliches) Bemerkens des Ausbleibens von Resonanz. Diese ‚Beziehungen‘, die sich mit Rahel Jaeggi als „Beziehung der Beziehungslosigkeit“ (Jaeggi 2005: 44) charakterisieren lassen, sind dann auch zum Scheitern verurteilt. Es geht demzufolge nicht nur um den (normalen/normalisierten) „Konsum der Romantik“, sondern um den weitaus problematischeren ‚Konsum des anderen‘, der/die damit leben lernen muss, nach dem Konsum möglicherweise ‚entsorgt‘ zu werden. Allerdings hat in Analogie zum Aufkommen der Sharing Economy auch das Teilen von Beziehungspartner_innen als neue Lebensform begonnen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

5.3 Polyamourie und die Vervielfältigung der Resonanz?

Können wir vor dem Hintergrund des bislang Dargelegten polyamouröse Beziehungen als resonante und daher gelungene Lebensform in Zeiten des Übergangs von Wachstums- zu Postwachstumsgesellschaften verstehen? Die Forschung zum Phänomen der Polyamourie steht noch vergleichsweise am Anfang, aber dennoch gibt es einige Arbeiten, beispielsweise die ethnografische Studie von Karoline Boehm (2012), Hofmann/Zimmermann (2012) und Méritt, Bührmann und Schefzig (2005), auf die ich mich im Folgenden hauptsächlich beziehe. Bei einer polyamourösen Lebensform wird gleichsam der Akt der Verliebtheit wiederholt, der bekanntermaßen sehr stark von einem affektiven

²⁰ Das geschieht vor allem im Kontext einer sogenannten ‚narzisstischen Objektwahl‘ (immer noch grundlegend dazu: Freud 1914), vgl. auch Kohut (1992) und Theweleit (1990).

²¹ In gewisser Weise spielt die Biologie dabei eine ganz entscheidende Rolle, häufig im Sinne einer Legitimation für Fremdgehen und Abwechslung. Männer und Frauen ‚können dann nicht anders‘, obwohl sie sich – bei genauerem Überlegen – auf ihre Biologie reduzieren lassen, wenn sie sich einer solchen Argumentation unbesehen anschließen.

²² Traditionell wird diese ‚Fähigkeit‘ für Kurz- und Kürzestbeziehungen immer wieder Männern zugeschrieben. Ulla Rahn nennt diese Strategie „Fuck & Go“ (2005). Zu vermuten ist allerdings, dass Frauen auch in diesem Bereich in den letzten Jahren entscheidend aufgeholt haben. Und dennoch stellt sich die Frage nach der Bindungsfähigkeit und dem Bedürfnis nach Bindungsintensität.

Moment geprägt ist.²³ Im Unterschied zu einer monogamen und exklusiven Zweierbeziehung ist dieses Mehrfachverlieben möglich, legitim und geradezu wünschenswert. Damit ist meines Erachtens potenziell ein Vielfaches an Resonanzbeziehungen möglich, die vor allem eine Durchmischung von affektiven (kurz und eher flüchtig) und emotionalen (stabil, längerfristig und handhabbar) Gefühlszuständen gewährleisten können. Die Lebenskunst der polyamor Liebenden scheint mir nun darin zu bestehen – und das wird in allen Studien auch meistens thematisiert – inwiefern es gelingt mit der Eifersucht und der knappen Zeit umzugehen,²⁴ denn hier droht faktisch ein ‚Resonanzkiller‘. Insofern geht es – aus der Sicht der polyamourös Affinen – konsequenterweise um eine produktive Umdeutung des Gefühls der Eifersucht in das Phänomen der „Mitfreude“:

Mitfreude (Compersion oder ‚Resonanzfreude‘) bezeichnet eine Manifestation von Liebe, wenn jemand im Geliebtwerden eines geliebten Menschen durch eine andere Person Glück und Erweiterung findet und sich daran freut, und stellt somit den Gegenpol zur Eifersucht dar. Sie ist eine Form der Empathie, das heißt, Freude daran, dass der nahestehende Mensch etwas Schönes in seinem Leben erfährt. Das Gefühl von Mitfreude erstmalig zu erleben, wird manchmal als ungewohnt oder fremdartig beschrieben, denn es läuft dem Gefühl von Eifersucht, das die meisten Menschen in solchen Situationen als normal erwarten, zuwider. (Wikipedia-Eintrag zu Polyamory)

Meiner Auffassung nach erleben wir hier den (absolut nachvollziehbaren) Versuch, ein sehr tief verwurzelttes Gefühl, nämlich das der Eifersucht gleichsam umzudeuten und insofern eine neue Lebensform auszuprobieren.²⁵ Resonanzanalytisch interessant ist das Phänomen, weil es nicht um eine klassische (monogame) Zweierbeziehung geht, sondern um die Pluralisierung der Liebeskontakte und Beziehungen. In einer konstellativ-relationalen Analyse müssen die unterschiedlichen Bezüge der beteiligten Individuen affekt- und emotionstheoretisch rekonstruiert werden und die Potenziale für Resonanz respektive ausbleibende Resonanz, auch im Sinne von Entfremdung ausgelotet werden. Dabei stellt sich vor allem die Frage: Eifersüchtig auf was? Neben dem Verlangen nach einer exklusiven Form der Sexualität, geht es meines Erachtens vor allem um den (wechselseitigen) Anspruch, Lebenszeit gemeinsam zu verbringen. Mit anderen Worten: Das Mit-Sein oder das Miteinander muss zur gelebten Praxis werden, ansonsten droht die Beziehung an Intensität und Tiefe zu verlieren. Die ‚Aufteilung‘ des Anderen scheint ein ernsthaftes Problem darzustellen, welches prinzipiell nicht unlösbar, aber doch als Problem zur Kenntnis genommen werden muss.

Aus meiner Sicht können nun schematische Darstellungen der Liebeskonstellationen und deren resonanz- und anerkennungspraktische Dimensionen helfen, die Vielfältigkeit, aber auch die

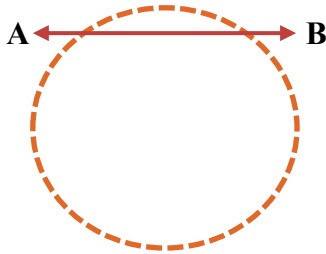
²³ Während ich Liebe als eine – häufig auf Dauer gestellte – Emotion begreife, ist der Zustand (Momente) des Verliebenseins ein Affekt. Eine wesentliche Leistung einer gelingenden Liebesbeziehung besteht gerade darin, die Momente des Verliebt-Seins in Liebe zu transformieren.

²⁴ „Eine Entscheidung für eine polyamore Beziehungsform schützt uns keineswegs vor Eifersucht, auch wenn wir uns mit der Aufhebung einer Exklusivität grundsätzlich einverstanden erklären. Vielleicht ist sie nebst dem Zeitmanagement die größte Knacknuss für polyamore Lebensformen.“ (Zimmermann, in: Hofmann/Zimmermann 2012: 109)

²⁵ Eifersucht entsteht manchen AutorInnen zufolge automatisch in einer (ehelichen) Zweierbeziehung: „Die Ehe ist nämlich gesellschaftliche Konvention und nur sehr wenig Privatsache. Selbst wenn man zum Beispiel nie eifersüchtig gewesen ist – in der Ehe wird man es. In der Zweierbeziehung besitzt man den Anderen, egal ob man es will oder nicht. In der Zweierbeziehung ist das Bedürfnis, das zu tun, wozu man Lust hat, eine reale Bedrohung des Zusammenhalts, weshalb es auch falsch ist, die verbreitete Angst vieler Eheleute als eingebildet oder paranoid abzutun. [...] Geht man eine Zweierbeziehung ein, so heiratet man nicht nur einen Menschen, sondern damit auch einen total vorgefertigten Satz von psychischen und physischen Reaktionen.“ (Brøgger 1980: 49, zitiert nach Hofmann/Zimmermann (2012: 111)

Problematik mehrstelliger polyamouröser Beziehungen zu verdeutlichen. Dazu führe ich nachfolgend fünf in ihrer Komplexität zunehmende Liebes- und Beziehungskonstellationen etwas genauer aus

I. Die klassische monogam-dyadische Liebesbeziehung:²⁶



A= Liebespartner_in

B= Liebespartner_in

Der gestrichelte Kreis: gesellschaftliche Normen (*Heteronormativität der Ehe*)

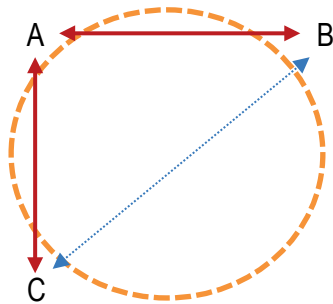
Auch in der dyadisch verfassten Zweierbeziehung gibt es Einflüsse von außen, von Dritten, die insofern den Rahmen für ein jede resonanz- und anerkennungsanalytische Perspektive bilden.²⁷ Das können konkrete Personen sein, aber vor allem sind dies auch die gesellschaftlichen Normen (C), beispielsweise die von Judith Butler beschriebene „Heteronormativität der Geschlechterbeziehungen“ (1990). Die primäre Konstellation und Beziehung stellt jedoch der intersubjektive Bezug zwischen A und B dar. Die Konzentration und Aufmerksamkeit gilt einer exklusiven Person, die dem romantischen Liebeskonzept zufolge auch als primäre Anerkennungsquelle fungiert.²⁸ Da über diese klassische Beziehungsform sehr viel Wissen vorliegt, möchte ich es bei diesen kurzen Bemerkungen belassen.

²⁶ Vgl. dazu die immer noch wegweisende Arbeit von Jürg Willi Die Zweierbeziehung (1994).

²⁷ Das Auftauchen des Dritten als konkreter Person erfolgt in dieser Konstellation herkömmlicherweise als Seitensprung beziehungsweise in der Form einer verheimlichten (außerehelichen) Beziehung. Eben diese Form der verheimlichten (und dadurch bei Entdeckung verletzenden) Beziehung soll durch das Eingehen einer polyamourösen Lebensform vermieden werden.

²⁸ Zentrale Probleme und Gefahrenherde sind hier – für eigentlich funktionierende Liebesbeziehungen – die Routinen und damit einhergehend die Einkehr von Langeweile in den Beziehungsalltag. Zudem sind nicht aufgearbeitete Konflikte und Verletzungen, die irgendwann kulminierend zu Buche schlagen können und das berühmte Fass zum Überlaufen bringen, eine reale Bedrohung für etablierte Beziehungen. Zum Anfang und Ende von Paarbeziehungen in zeitlicher Abfolge vgl. die Arbeit von Lenz (2009). Für homosexuelle Paare und deren Paarbildungsstrategien aus der biografischen Rückschau heraus, vgl. Gammerl (2013).

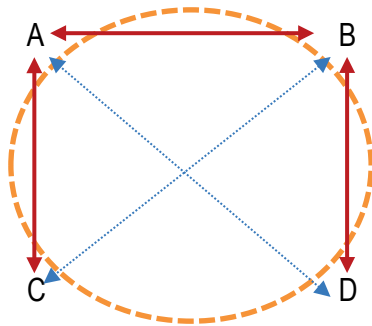
II. Die dreistellige polyamouröse Liebesbeziehung



Auch in genuin dyadisch angelegten Liebesbeziehungen kann – wie bereits erwähnt – durch den ‚Einbruch‘ eines Dritten die Exklusivität dieser Beziehungsform in Frage gestellt werden.²⁹ Im Unterschied zu einem Verschweigen einer solchen Nebenbeziehung, wissen die Beteiligten in polyamourösen Beziehungen Bescheid, denn die zentralen Gebote der Transparenz und der Ehrlichkeit sollen dafür sorgen, dass es keine Heimlichkeiten und dementsprechend keine Verletzungen, die aufgrund der Entdeckung des Geheimnisses entstehen könnten, geben soll. Zur ursprünglich bestehenden Liebesbeziehung zwischen A und B kommt nun für A eine weitere Beziehung hinzu, verkörpert durch C. A kann eine Partnerschaft mit beiden (B und C) führen und im günstigen Fall Resonanz und Anerkennung verdoppeln respektive je nach Bedürfnis verteilen. Postmoderne Identitätsformen, die von einem fragmentierten Selbst ausgehen, können so im Sinne einer komplementären Ergänzung dem Willen nach Vervollständigung naheifern (Keupp 2008). B und C können jedoch auch Gefühle der Eifersucht, die sich nicht nur auf den sexuellen Kontakt beziehen müssen, auf A entwickeln und Anerkennung verweigern. Entscheidend scheint mir in diesem Zusammenhang die Konflikanfälligkeit zu sein, die sich immer dann ergeben kann, wenn zwei oder mehr Individuen aufeinander treffen. Unterbrechungen von Resonanzerfahrungen oder noch weitreichender: Erfahrungen der Dissonanz liegen im Bereich des Möglichen und können nur durch hohe gelebte Verbindlichkeit tatsächlich vermieden respektive eingeschränkt werden.

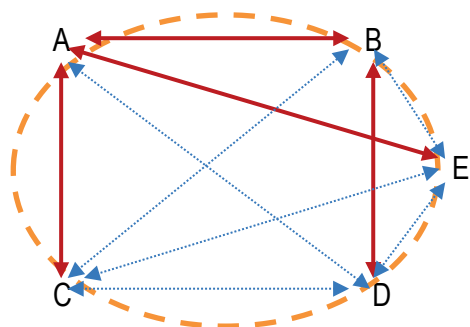
²⁹ Vgl. dazu den instruktiven Band von Hörner (1999), indem es im Klappentext heißt: „Die Liebe zu dritt gehört zum gesellschaftlichen Erneuerungsgedanken der Avantgarde, dargelegt in Manifesten und Tagebüchern. Doch hin und wieder kracht ein Browning, verschiedene Rauschmittel sind im Spiel, und die Liebesexperimente gehen meistens traurig aus. Die Pioniere vergaßen zuweilen, daß es kein Patentrezept für die Liebe gibt und Menschen keine mechanischen Gliederpuppen sind, und so wurden aus Dreiecksbeziehungen nicht selten drei Ex-Beziehungen.“

III. Die vierstellige polyamouröse Liebesbeziehung



In dieser mehr- genauer vierstelligen Beziehungsform unterhält nicht nur A zwei Beziehungen, also zu B und C, sondern auch B führt zwei Beziehungen, eine mit A und eine weitere mit D. In gewisser Hinsicht entsteht so eine (quantitative) Symmetrie zwischen A und B, weil beide jeweils zwei Liebesbeziehungen eingegangen sind und so für eine prinzipielle Vervielfältigung ihrer Resonanzerfahrungen sorgen können. Diese Symmetrie könnte dafür sorgen, dass A und B mit ihren jeweils zwei Liebesbeziehungen eine Art ausgleichende Gerechtigkeit – zumindest im Hinblick auf ihre Beziehung zueinander – erleben (wenn wir von einer symmetrischen Tauschbeziehung ausgehen, was bei solchen Beziehungsformen immer eine Idealisierung bedeutet). Doch was geschieht mit C und D? C unterhält eine für ihn/sie exklusive Liebesbeziehung zu A, weiß aber – aufgrund der verabredeten Transparenz – sowohl von B als auch von D. Die Liebesbeziehung von A zu B ist insofern für C problematischer, als sich hier Konflikte bezüglich Sexualität, Intimität und anderer Liebesansprüche ergeben können. Aus einer organisatorischen Sicht bedarf es – neben dem Aushalten der Eifersucht – vor allem eines von allen Beteiligten betriebenen und optimierten Zeitmanagements, um für allseits zufriedene Lösungen zu sorgen. Ob das gelingt, hängt von der jeweiligen Reife der beteiligten Individuen ab. Sind diese bereit, Besitzansprüche und ‚Exklusivitätsrechte‘ bezüglich der jeweiligen anderen aufzugeben, besteht eine reale Chance auf gelingende Liebesbeziehungen, die Resonanz- und Anerkennungserfahrungen ermöglichen. Die Fragilität des Beziehungsgebildes ist aber gerade im Vergleich zur dyadischen beziehungsweise zur triadischen Beziehungskonstellation ungleich höher.

IV. Die fünfstellige polyamouröse Liebesbeziehung



Mit der Beschäftigung einer fünfstelligen polyamourösen Liebesbeziehung möchte ich meine Reflexionen in diesem Abschnitt abschließen. Nun wird die Sache langsam kompliziert. A und B bilden nach wie vor die Hauptbeziehung. Diese bezeichne ich so, weil sie die primär eingegangene Beziehung meint. Allerdings unterhält A nicht nur Beziehungen zu B und C, sondern zusätzlich noch zu E. Die Ansprüche vervielfältigen sich damit ebenso wie die Potenzialität der Resonanz- und Anerkennungserfahrungen. B wiederum führt eine Beziehung mit A und mit D. Eine besondere Stelle nimmt in diesem Beziehungsgebilde die Person E ein. In der gewählten Darstellung unterhält sie ‚nur‘ eine Liebesbeziehung zu A, kann aber (entscheidenden) Einfluss auf B’s, C’s und D’s Beziehungen nehmen. Potenziell lassen sich diese Beziehungskonstellationen weiter vervielfältigen, und genau das scheint das Konzept der Polyamourie auch zu intendieren.³⁰ Diese werden aber (früher oder später) an der schieren Nicht-Organisierbarkeit der vielfältigen Relationen scheitern oder zumindest in ihrer dauerhaften Existenz gefährdet sein.

5.4 Motivation und/oder Provokation?

Bevor ich zu meinem Fazit komme, möchte ich an dieser Stelle einige Überlegungen bezüglich der Motivation für das Eingehen polyamouröser Beziehungen anführen. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass ich es für keinen Zufall halte, dass das Phänomen Polyamourie gerade in den letzten Jahren an Zuspruch und Relevanz gewonnen hat. Mit anderen Worten: Polyamourie und die Sehnsucht nach einer solchen Lebensform entspricht einer hoch-individualisierten (westlichen) Gesellschaft,³¹ die sich aus der Unzufriedenheit mit bestehenden Liebeskonzepten und deren Umsetzung erklären lässt.³²

³⁰ Die Liebe aller zu allen mündet in eine Art allgemeiner Menschenliebe (Philanthropie), die mehrfach proklamiert, etwa von Goethe, aber mit dem Konzept der Polyamourie nur bedingt konform geht. Ist Erstere in ihrer Harm- und Wirkungslosigkeit kaum zu überbieten, so handelt es sich bei polyamourösen Lebensformen in meiner Lesart um solche, bei denen es um etwas geht, also um Intimität, Nähe, gemeinsame Aktivitäten und (eben auch) Sexualität.

³¹ Es wäre sicher lohnenswert über die globale Verbreitung von polyamourösen Liebes- und Lebensformen zu forschen. Vermutlich sind (westliche) Aufklärung und ein Bekenntnis zu einer nicht auf Fortpflanzung reduzierten lustvollen Sexualität Bedingungen für eine Verbreitung.

³² Biologisch erhält die Polyamourie-Bewegung argumentative Unterstützung, denn in Sachen Sexualität scheinen Männer und Frauen nach einer gewissen Zeit geradezu ‚natürlich‘ die Lust aneinander zu verlieren, was wiederum bedeutet, dass sich die Liebesbeziehung, sofern eine Fortsetzung eben dieser wünschenswert ist, jenseits der Sexualität definieren sollte. Zu erforschen wäre allerdings, inwiefern sich Lust und Begehren im Lauf der Zeit mit und gegen gesellschaftliche Konventionen verändern („Sexualität im Alter“).

Zudem ist es ein Zeichen der „Multioptionsgesellschaft“ (Gross 1994), in der auch Liebesbeziehungen nicht länger exklusiv, sondern auf mehrere Individuen verteilt geliebt und gelebt werden – oder zumindest der Versuch dazu unternommen wird. Ebenso möchte ich auf die gesellschaftliche Dimension eingehen und danach fragen, mit welcher Verbreitung und Anerkennung ein solches – für viele auch in postmodernen Gesellschaften lebenden Individuen – provozierendes Konzept rechnen kann. Drei Motivationen scheinen mir von zentraler Bedeutung zu sein:

1. *Absage an gesellschaftliche Konventionen:* Ohne die (Zwangs-)Normativität der Ehe würde es wohl keine (oder deutlich weniger) kontroverse Diskussionen über Polyamurie geben. Ähnlich wie bereits zuvor die 68-Generation und die in der Nachfolge davon propagierte ‚freie Liebe‘, sind die polyamourös Liebenden als ‚agents provocateurs‘ zu fassen, die gesellschaftlich vorgegebene Werte und Moralvorstellungen hinterfragen und insofern nicht nur eine Herausforderung für die bürgerliche Ehe darstellen, sondern eine geradezu radikale Infragestellung dieser alten Institution, die entgegen manchen, auch soziologischen Einschätzungen einige Beharrlichkeit und Robustheit an den Tag legt.
2. *Die Lust am Experiment:* Polyamouröse Lebensformen können als experimentelle Lebensformen beschrieben werden, auf die sich einzulassen einiges an Mut und Toleranzbereitschaft von Seiten der daran beteiligten Individuen bedarf. Mit anderen Worten: Stabile Persönlichkeiten sind notwendig, um die (unvermeidlichen) Fragen der Eifersucht und der Nicht-Exklusivität zumindest soweit in den Griff zu bekommen, dass Mehrfachbeziehungen lebbar werden. Dennoch besteht die Gefahr des Scheiterns, was wiederum die Frage nach der Robustheit und dem Selbstbewusstsein der daran beteiligten Individuen aufwirft.
3. *Die Aussicht auf eine Vervielfältigung der Resonanzerfahrungen:* Wenn sich alle Beteiligten auf eine polyamouröse Lebensform einlassen können (mit allen beschriebenen Vor- und Nachteilen), steht einer potenziellen Vervielfältigung der Resonanzerfahrungen nichts (oder nur wenig) im Weg. Befeuert wird dies durch die affektgesteuerte Lust am Neuen und Anderen, die im warenförmig organisierten Kapitalismus längst auch die Beziehungsformen erfasst hat.

Eine Bemerkung am Rande: Äußert man sich in wissenschaftlichen und in privaten Kontexten zu polyamourösen Beziehungen (oder beforscht diese gar), dann sind die Reaktionen häufig irritierend. Durch diese befremdlichen Reaktionen zeigt sich das Problem der gesellschaftlichen Anerkennung einer solchen Lebensform. Sexuelle Phantasien (Orgien!) im Sinne der Unterstellung einer promiskuitiven Lebensweise sind die häufigste Assoziation. Daran lässt sich die Wirksamkeit der normativen Geltung von Zweierbeziehungen deutlich ablesen. Polyamouröse Beziehungen werden – unabhängig von ihrer Durchsetzungsfähigkeit in der Gesellschaft – eine ständige Herausforderung für den romantischen Liebesdiskurs bleiben. In der bürgerlichen (Doppel-)Moralvorstellung zeugt die Praxis des Seitensprungs, der größtenteils verheimlicht wird, bereits von der radikalen Infragestellung einer exklusiven Zweierliebesbeziehung. Allerdings wird diese Praxis als zu verurteilender Fehltritt qualifiziert, obwohl es empirisch längst bestätigt ist, dass Männer und Frauen immer wieder ‚fremd gehen‘.

6. Fazit

Aus einer kritischen Perspektive heraus muss aus meiner Sicht verhindert werden, dass aus dem ebenso faszinierenden wie ubiquitär vorhandenen und diskutierten Phänomen der Resonanz ein „Plastikwort“ (Pörksen 2006) wird, mit dem wir alles und gleichzeitig nichts erklären können. Mag der Begriff und das dazu gehörende Phänomen intuitiv überzeugend sein, so muss es soziologisch doch gerade darum gehen, diesen Begriff und den damit korrespondierenden Konzepten einen Platz im Reich des soziologischen Verstehens und Erklären zuzuweisen. Mit einer konstellativ-relationalen Analyse des Gefüges, „agencements“ oder Dispositiv genannt, in dem sich Diskurse, Menschen, Orte und Dinge durchkreuzen, kann es gelingen, dem Phänomen der Resonanz einen spezifischen Ort und Erklärungswert zu geben, ohne alle ‚feinen Unterschiede‘ zu überspielen.³³ Dispositive manifestieren sich in je spezifischen Lebensformen. Diese Lebensformen werden dann zu einem ‚Problem‘, so können wir mit Rahel Jaeggi argumentieren, wenn sie für Teile der Gesellschaft nicht mehr eine adäquate und in diesem Sinne gelingende Lebensführung ihrer Mitglieder ermöglichen. Auf die hier ausgewählte Thematik bedeutet das: Aus Unzufriedenheit mit einer monogamen Beziehungsform, die keinen authentischen und ehrlichen Umgang miteinander ermöglichen würde, hat sich die Gruppe der polyamourös Liebenden herausgebildet, die einen anderen Umgang in Sachen Liebe miteinander pflegen. Die dabei potenziell entstehenden Resonanzräume und Resonanzbeziehungen können jedoch auch instrumentell benutzt werden (wie beispielsweise zu beobachten bei der Rede von der Achtsamkeit und Anerkennung). Deshalb macht es Sinn, unterschiedliche Resonanzsphären sowohl in Einzelstudien als auch gesamthaft zu betrachten, also etwa Arbeit, Sport, Liebe und Freundschaft (Wetzel 2014a, 2014b). Abschließend versuche ich eine Bewertung polyamouröser Liebesbeziehungen, indem ich Vor- und Nachteile nach den hier dargestellten Ausführungen nenne.³⁴

1. *Eifersucht und Begehren des anderen*: Resonanzanalytisch liegt der Knackpunkt bei polyamourösen Beziehungen im Umgang mit der Eifersucht und den vielfältigen Begehrensströmen. Schon in der monogamen Beziehung erweist sich die Eifersucht als einer der größten Störenfriede für eine gelingende Liebesbeziehung. Durch die schematische Betrachtung unterschiedlicher Beziehungsgebilde ist das Problem als solches noch deutlicher hervorgetreten. Ob das von den Verfechtern der Polyamourie vorgetragene Konzept der ‚Mitfreude‘ (engl. compersion) tatsächlich mehr sein kann als eine ideologisierende Sichtweise auf Eifersucht scheint mir nicht hinreichend geklärt.
2. *‚Vorgestellte und lebbare Intimität‘ als Hinderungsgrund*: Ein Hauptproblem aus einer Intimitätssensiblen Perspektive besteht just darin, dass sich Intimität nicht beliebig auszudehnen

³³ Eben dies habe ich anhand einer ethnografischen Analyse von Fitnesspraktiken im Kontext einer Resonanz- und Anerkennungsanalyse zu zeigen versucht (Wetzel 2014a).

³⁴ Aßmann und Janz (2012) kommen trotz aller angeführten Bedenken zu einer – wenn auch nicht ganz Ironie freien – positiven Einschätzung in ihrer ‚Kosten-Nutzen-Analyse‘: „Unbedingt positiv, wenn Frau die Kunst des Teilens, die eben nicht zu Mangel, sondern großer Fülle führen kann, erst wertzuschätzen gelernt und geübt hat. Ein (sic!) gute Übung, um die Kostenseite radikal zu reduzieren, besteht in jedem Fall in der völligen Abstinenz von Lügen und Heimlichkeit.“ (137)

lassen scheint.³⁵ Polyamouröse Liebesbeziehungen müssen allerdings nicht zwangsläufig sexuelle Aktivitäten implizieren. Fehlen diese, dann könnten wir aber auch schlicht von platonischer Liebe zwischen vielen anderen sprechen. Dies scheint weniger ein Problem für die Beteiligten zu sein. Mit anderen Worten: Sobald Ansprüche auf Intimität und Sexualität ins Spiel kommen, sind Konflikte zumindest nicht ausgeschlossen und insofern virtuell immer anwesend.

3. Und trotz dieser Bedenken sei es an dieser Stelle gesagt: Polyamourie als gelingende Lebensform ist durchaus eine Möglichkeit, doch das Einlösen und Führen dieser anspruchsvollen Beziehungsform ist ganz zweifellos an Bedingungen geknüpft: Es bedarf (1) *reifer Persönlichkeiten*,³⁶ die über ein gutes Selbstwertgefühl verfügen müssen und mit Irritationen und Konflikten umzugehen in der Lage sein sollten. (2) Die – wie ich mittels der schematischen Darstellungen aufgezeigt habe – *Beziehungskonstellationen sind dynamische Gebilde*, die für Veränderungen offen sein müssen. Gerade dann, wenn beispielsweise Kinder aus einer Beziehung entspringen, kann dies ein ‚Rückfall‘ in traditionelle Beziehungsformen bedeuten – unter Umständen auch aus rein pragmatischen Überlegungen heraus. Beruflich bedingte Mobilität und Flexibilität sind weitere Punkte, die das Netzwerk einer polyamourösen Lebensform – oder Teile daraus – gefährden können. (3) Erforderlich scheint mir zudem eine *hohe Frustrations- und Toleranzbereitschaft* (vgl. Punkt 1) zu sein, da aufgrund der poly-konstellativen Beziehungen immer wieder neue Ansprüche von neuen Partner_innen auftreten können, was die Situation einerseits reicher und komplexer werden lässt, aber eben auch schwieriger in der konkreten Durchführung. (4) Schließlich bedarf es eines *guten Zeitmanagements*, und zwar von allen Beteiligten. Absprachen müssen relational getroffen werden, Bedürfnisse artikuliert und mit anderen Bedürfnissen in Einklang gebracht werden, etwa wenn es darum geht, Abende oder ganze Wochenenden mit einem bestimmten Partner/einer bestimmten Partnerin zu verbringen.

Insgesamt muss mein Fazit an dieser Stelle ambivalent ausfallen: So faszinierend Polyamourösität als zeitgenössisches Phänomen ist und so wenig überraschend diese als Lebens- und Liebesform in der gegenwärtigen Gesellschaft an Bedeutsamkeit zu gewinnen scheint, so gefährdet und für Probleme anfällig ist sie doch auch. Dies hat die hier eingenommene Perspektive einer Resonanz- und Anerkennungsanalytik im Übergang von Wachstums- hin zu Postwachstumsgesellschaften zu verdeutlichen vermocht.

³⁵ Sexualität und insbesondere das Erleben von Orgasmen können Bindung (vorübergehend) erzeugen, diese jedoch nicht auf Dauer stellen, so dass andere Quellen der Verbindlichkeit für eine dauerhafte Intimität und Zärtlichkeit notwendig werden (vgl. dazu Meyer 1994: 150f.).

³⁶ Eine reife Persönlichkeit im Sinne der Entwicklungstheorie wäre jemand, der/die die folgenden Kriterien erfüllt (Längle 2014): „Sie steht auf dem *Boden des Seins*, hat einen realistischen Bezug zu den Gegebenheiten und kann sie als solche annehmen (*kognitive Reife* und Fähigkeit zur Selbst-Distanzierung) [...]. Sie steht in *Beziehung zum Leben*, hat einen Zugang zu den Gefühlen und kann sich auf Beziehungen und Werte einlassen (*emotionale Reife*) [...]. Sie steht zu sich selbst, kann das *Eigene authentisch vertreten*, ihr Handeln verantworten und anderen Menschen offen begegnen (*moralische Reife*) [...]. Sie sieht sich und ihr Wirken *eingebettet in größeren Zusammenhängen* und auf eine konstruktive, sinnvolle Zukunft ausgerichtet (*existenzielle Reife*).“ (10)

Literatur

- Arendt, Hannah (2002): *Vita activa oder vom tätigen Leben*. 3. Auflage. München: Piper.
- Aßmann, Heike und Ulrike Janz (2005): „Ökonomische Aspekte der Polyamourösität: Versuch einer Kosten-Nutzen-Analyse“, in: Méritt, Laura et al. (Hg.), *Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 131-137.
- Barthes, Roland (1988): *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benjamin, Jessica (1993): *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt: Fischer.
- Bethmann, Stephanie (2013): *Liebe – Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit*. Weinheim und Basel: Beltz und Juventa.
- Boehm, Karoline (2012): *Praktiken der Polyamorie. Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.
- Bruschewski, Michaela (2007): *Partnervermittlung im Internet. Soziale und ökonomische Bedeutung von Online-Dating*. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.
- Butler, Judith (1990): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Easton, Dossie and Janet W. Hardy (1997): *The ethical slut. A Practical Guide to Polyamory, Open Relationships & Other Adventures*. Berkeley, California: Celestial Arts.
- Ehrenberg, Alain (2004): *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt/New York: Campus.
- Frankfurt, Harry G. (2004): *Gründe der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1914): Zur Einführung des Narzißmus, in: ders., *Psychologie des Unbewußten*. Studienausgabe, Bd. 3. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 37-68.
- Fuchs, Thomas (2003): Non-verbale Kommunikation: Phänomenologische, entwicklungspsychologische und therapeutische Aspekte, abrufbar unter: http://www.klinikum.uni-heidelberg.de/fileadmin/zpm/psychatrie/pdf/non_verbal.pdf
- Gammerl, Benno (2013): „Queer Romance? Romantische Liebe in den biographischen Erzählungen von westdeutschen Lesben und Schwulen“, in: *L’homme. Europäische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 24:1, S. 15-34.
- Gillen, Gabriele (2007): „Gruppensitzung mit Bettgenossen“, in: Spiegel Online, <http://www.spiegel.de/einestages/sexuelle-revolution-a-948895.html>
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gunia, Jürgen (2012): Kompetenz. Versuch einer genealogische Ideologiekritik, in: *Textpraxis* 4 (1.2012). URL: <http://www.uni-muenster.de/textpraxis/juergen-gunia-kompetenz>, URN: urn:nbn:de:hbz:6-83429580473

- Hahn, Kornelia und Günter Burkart (Hrsg.) (1998): *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hahn, Kornelia und Günter Burkart (Hrsg.) (2000): *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen II*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hassebrauck, Manfred (2013): *Die Gesetze der Liebe. Warum wir lieben, wen wir lieben, wie wir die Liebe erhalten*. München: mvg Verlag.
- Hillekamp, Frank (2009): *Das Ende der Liebe. Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hörner, Unda (Hrsg.) (1999): *Im Dreieck. Liebesbeziehungen von Nietzsche bis Duras*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hofmann, Imre und Dominique Zimmermann (2012): *Die andere Beziehung. Polyamorie und Philosophische Praxis*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Hummel, Katrin (2013): Balanceakt zu dritt, in:
<http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/polyamore-liebe-balanceakt-zu-dritt-12126202.html>
- Illouz, Eva (2006a): *Der Konsum der Romantik*. Frankfurt/New York: Campus.
- Illouz, Eva (2006b): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2011): *Warum Liebe weh tut*. Berlin: Suhrkamp.
- Jaeggi, Rahel (2005): *Entfremdung – Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems*. Frankfurt am Main/New York: Campus-Verlag.
- Jaeggi, Rahel (2012): Glück, Freiheit, Rationalität. Überlegungen zum Gelingen von Lebensformen. In: Konrad Paul Liessmann (Hg.): *Die Jagd nach dem Glück. Perspektiven und Grenzen guten Lebens*. Wien: Zsolnay. 205-237.
- Jaeggi, Rahel (2014): *Kritik von Lebensformen*. Berlin: Suhrkamp.
- Jarvis, Helen (2011): Saving space, sharing time; integrated infrastructures of daily life in cohousing, in: *Environment and Planning A*, 43, 560-577.
- Kanitscheider, Bernulf (2011): *Das hedonistische Manifest*. Stuttgart: S. Hirzel Verlag.
- Keupp, Heiner (Hrsg.) (2008): *Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 4. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Klesse, Christian (2012): „This is not a love song! Über die Rolle von Liebe und Sex in Diskussionen über Nicht-Monogamie und Polyamory, in: Méritt, Laura et al. (Hrsg.): *Mehr als eine Liebe – Polyamouröse Beziehungen*, Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 59-69.
- Kohut, Heinz (1992): *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Störungen*. 8. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Kristeva, Julia (1989): *Geschichten von der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Längle, Alfried (2014): Phasen im Erwachsenenleben? Entwicklung und Werden jenseits der Determination, in: *Journal bso* Nr. 2/2014, S. 6-10.
- Leggewie, Claus und Harald Welzer (2009): *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten: Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Lenz, Karl (2009): *Soziologie der Zweierbeziehung*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Luhmann, Niklas (1994): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- März, Ursula (2013): *Simone de Beauvoir*. Berlin, München: Deutscher Kunstverlag.
- Mersch, Dieter (2002): *Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Meyer, Heinz (1994): *Sexualität und Bindung*. Weinheim: Beltz, Psychologie VerlagsUnion.
- Neckel, Sighard (2005): „Die Marktgesellschaft als kultureller Kapitalismus“, in: Imhof, Kurt und Thomas Eberle (Hg.), *Triumph und Elend des Neoliberalismus*. Zürich: Seismo Verlag, S. 198-211.
- Nussbaum, Martha C. (1999): *Gerechtigkeit oder Das gute Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha C. (2010): *Die Grenzen der Gerechtigkeit. Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Pennekamp, Johannes (2011): „Wohlstand ohne Wachstum: Ein Literaturüberblick“, in: MPIfG Working Paper 11 /1. Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln.
- Phillips, John (2006): Agencement/Assemblage, in: *Theory Culture and Society* (23), S. 108-109.
- Pieper, Marianne/Bauer, Robin (2005): Polyamory und Mono-Normativität. Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen. In: Laura Méritt, Traude Bührmann & Najda Boris Schefzig (Hrsg): *Mehr als eine Liebe – Polyamouröse Beziehungen*, Berlin: 59-69.
- Plessner, Helmuth (1982): „Trieb und Leidenschaft“, in: ders., *Mit anderen Augen*, reclam 1982, S. 115.
- Pörksen, Uwe (2006): *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. 6. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rahn, Ulla (2005): *Fuck & Go. Warum Männer sich nicht binden wollen und Frauen daran schuld sind*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Renn, Joachim (2003): «Explizite und implizite Vergesellschaftung. Konturen einer Soziologie kultureller Lebensformen in der Moderne», in: Burkhard Liebsch und Jürgen Straub (Hrsg.): *Lebensformen im Widerstreit. Integrations- und Identitätskonflikte in pluralen Gesellschaften*. Frankfurt/New York: Campus, S. 82-104.
- Rosa, Hartmut (2011): Is there Anybody Out There? Stumme und resonante Weltbeziehungen – Charles Taylors monomanischer Analysefokus, in: Kühnlein, Michael und Matthias Lutz-Bachmann

- (Hrsg.), *Unerfüllte Moderne? Neue Perspektiven auf das Werk von Charles Taylor*. Berlin: Suhrkamp, S. 15-43.
- Rosa, Hartmut (2012): *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2014/2015): *Resonanz*. Berlin: Suhrkamp (Manuskript, i. E.).
- Schmidt, Johannes F.K. (2000): „Die Differenzierung persönlicher Beziehungen. Das Verhältnis von Liebe, Freundschaft und Partnerschaft“, in: Hahn, Kornelia und Günter Burkart (Hrsg.), *Liebe. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen II*. Opladen: Leske + Budrich, S. 73-100.
- Schmitz, Hermann (2011): Entseelung der Gefühle, in: Andermann, Kerstin und Undine Eberlein (Hrsg.), *Gefühle als Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie*. Berlin: Akademie-Verlag, 21-33.
- Schönherr-Mann, Hans-Martin (2012): *Philosophie der Liebe. Ein Essay wider den Gemeinpruch >Die Lust ist kurz, die Reu' ist lang<*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Seidl, Irmi und Angelika Zahrnt (Hrsg.) (2010): *Postwachstumsgesellschaft: Konzept für die Zukunft*, Marburg: Metropolis.
- Sigusch, Volkmar (2013): Portalsex und Polyamorie als Neoallianzen, in: ders., *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt/New York: Campus, S. 401-405.
- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Skidelsky, Robert und Edward Skidelsky (2013): *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie der guten Lebens*. München: Kunstmann Verlag.
- Specht, Jule (2013): Eine geheimnisvolle Angelegenheit, in: *Das Magazin*, November 2013, S. 10-12.
- Srubar, Ilija (2003): Unterwegs zu einer vergleichenden Lebensform-Forschung. Die pragmatische Lebenswelttheorie als Grundlage interkultureller Vergleichs. In: Liebsch, Burkhard und Jürgen Straub (2003) (Hrsg.): *Lebensformen im Widerstreit. Integrations- und Identitätskonflikte in pluralen Gesellschaften*. Frankfurt am Main/New York: Campus. 105-135.
- Theweleit, Klaus (1990): *Objektwahl (All you need is love). Über Paarbildungsstrategien & Bruchstücke einer Freudbiographie*. Basel; Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Erotisch-sexuelles Begehren, in: ders., *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Herausgegeben von Regula Giuliani. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 315-329.
- Waldenfels, Bernhard (2010): «Fremderfahrung, Fremdbilder und Fremddorte. Phänomenologische Perspektiven der Interkulturalität», in: Alfred Hirsch und Ronald Kurt (Hrsg.), *Interkultur – Jugendkultur*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 21-35.

- Wetzel, Dietmar J. (2003): *Diskurse der Politischen. Zwischen Re- und Dekonstruktion*. München: Fink-Verlag.
- Wetzel, Dietmar J. (2004): Intersubjektivität, Alterität, Anerkennung. Eine Kritik des Intersubjektivitätsparadigmas, in: Karola Brede (Hg.), *Nein, Verneinung, Konstruktion. Französisch-deutsche Verknüpfungen in der Psychoanalyse*. Tübingen: Edition diskord 2004, S. 77-93.
- Wetzel, Dietmar J. (2013): *Soziologie des Wettbewerbs. Eine kultur- und wirtschaftssoziologische Analyse der Marktgesellschaft*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Wetzel, Dietmar J. (2014a): Auf der Suche nach Resonanz und Anerkennung – eine ethnografische Analyse moderner Subjektivierungsverhältnisse im Fitness-Studio, Working Paper, Kolleg Postwachstumsgesellschaften, FSU Jena.
- Wetzel, Dietmar J. (2014b): Freundschaft und mediale Vermittlung. Resonanzbeziehungen im Kontext gelingender Lebensführung, in: Kornelia Hahn (Hrsg.), *E<3Motion. Intimität in Medienkulturen*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 109-124.
- Willi, Jürg (1994): *Die Zweierbeziehung. Spannungsursachen, Störungsmuster, Klärungsprozesse, Lösungsmodelle*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.